

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 37.

Vierter Jahrgang.

15. September 1860.

### Wappensage von Auersperg.

„Gernach ihr Herren, ich weiß genug  
Und eile zum Walde im Windesflug,  
Den grimmigsten Ur zu erreichen,  
Von dem Ihr eben mir Kunde gebracht,  
Und sollt' ich ihn treffen, sei's Tag oder Nacht,  
Erliegt er gewiß meinen Streichen.“

Was zitterst Du, Weibchen, und zeigst mir den Sohn?  
Bin oft ja gezogen zum Kampfe schon,  
Nicht soll uns das Unthier bekriegen,  
Die Wälder verwüsten noch fernerhin,  
Nein bald — bei der Himmelskönigin!  
Soll es zu Füßen mir liegen.“

Herr Auersperg ruft es beim frohen Mahl,  
Noch einmal feert er den vollen Pokal,  
Daß alles gedeihe aufs Beste;  
Dann faßt er den Speiß, umgürtet das Schwert,  
Umarmt die Seinen und schwingt sich aufs Pferd,  
Und sprengt aus der stattlichen Weste.

Es winkt ihm die Gattin viel Grütze nach;  
Bald birgt ihn des Waldes belaubtes Dach,  
Fort geht's, sonder Bangen und Zagen.  
Und raslos verfolgt er die dornige Bahn,  
Ins Thal hinunter, den Hügel hinan,  
Als wollt' er den Himmel erjagen.

Und fünf Mal wechselt der Tag mit der Nacht,  
Nicht hat er den Muth'gen zurückgebracht,  
Umsonst nach ihm spähen die Blicke;  
Doch wie am sechsten der Abend thaut,  
Da stößt der Thürmer ins Horn so laut,  
Und Alles drängt sich zur Brücke.

Ein seltnes Schauspiel zeigt sich dem Troß,  
Denn unversehrt naht der Herr dem Schloß,  
Und führt mit das Unthier gefangen,  
Und wie es sich sträubt, aufwirbelnd den Sand,  
Fort zieht's des Siegers gewaltige Hand  
Am eisernen Ring, ohne Bangen.

Noch gibt im Schlosse zu Auersperg  
Den Enteln von ihres Ahnherrn Werk,  
Ein steinern Wappenschild Kunde:  
Ein Stier, im rasenden Widerstand,  
Im Munde tragend ein eisern Band,  
Steht prangend auf rothem Grunde.

Heinrich Lamm.

### Das schwarze Fräulein von Clees.

Eine Kunde aus alter Zeit, erzählt von Dräzler-Manfred.

(Fortsetzung.)

Was wollte ich sagen? — Ich schwieg und betete. Der  
Priester sprach seinen Segen und tauschte die Ringe. Die  
beiden Väter küßten Erfinden und entfernten sich. Der junge  
Gemal umarmte sie lange auf das zärtlichste, bis er sie mir  
endlich übergab. „Margarethe,“ sprach er zu mir, „führt  
meine Gemalin in ihr Schloß; ich vertraue sie euch bis zu  
jenem Augenblicke, wo ich sie zu mir heimbringe, und hof-  
fentlich werdet ihr euch nicht mehr widersetzen, daß sie von  
dem Pilger Besuche empfangen.“ Da erst erkannte ich in dem  
Ritter den jungen Pilger, der mir auf der Brücke vorge-  
sungen hatte. Erfinde weinte; allein sie vergoß süße Thrä-  
nen und konnte sich nicht aus den Armen ihres Gemals  
reißen. Endlich nahm sie meine Hand: „Komm,“ sprach  
sie, „ich will Dir und meinem Freunde Peter Alles erzählen.  
Mein Gemal gleicht, wie Du siehst, meinem Vater wenig.“  
— Wir kamen zurück und — —

„Hat sie Dir Alles gesagt?“ schrie ich auf. „Wozu  
diese Geheimnisse, wenn mein Gebieter darenin gewilligt? Ach!  
dahinter steckt gewiß etwas. Wo hat sie ihn gesehen, wo  
kennen gelernt? Wie ist sein Name, sein Adel?“ — Ich  
war ganz erdrückt von dieser Nachricht und konnte die Ein-  
willigung meines Herrn nicht für möglich halten.

„Erfinde hat mir Alles eröffnet,“ sagte mein Weib;  
„am Ufer des Stromes war es, wo sie sich zum ersten  
Male sahen, die Grotte war der Ort ihrer Zusammenkünfte.  
Ich glaubte, das Bad sei es, was sie dort suchte; ach, es  
war ihr Geliebter, der jetzt ihr Gemal. Er heißt Roland  
von Lucens; das ist alles, was ich weiß, alles, was Erfinde  
selbst zu sagen wußte.“

„Von Lucens!“ rief ich entsetzt aus; Margarethe, man  
hat Dich betrogen, man hat den Priester hintergangen, viel-  
leicht auch die arme Erfinde selbst. Nie würde mein Ge-  
bieter eingewilligt haben, einen der Lucens seinen Eidam zu  
nennen; diese sind seine unversöhnlichsten Feinde; tausend  
Mal hörte ich ihn den Tod dem Herrn auf Lucens schwören.  
Wo ist Erfinde? ich muß zu ihr.“

„In ihrer Vestube,“ sprach mein Weib. Ich stürzte  
hin, und doch hatte ich nicht die Kraft, ihr Vorwürfe zu  
machen. In Thränen zerflossen warf sich das arme Kind

an meine Brust: „O guter Peter!“ rief sie, „liebe meinen Gemal, liebe ihn aus Liebe zu mir, wie Du mich liebst; o, wüßtest Du, wie gut und freundlich er ist, und wie glücklich er Deine Erlinde macht!“

„Daß Gott es wolle!“ entgegnete ich; „aber hat auch Ritter Amauri wirklich eingewilligt? Wer war es, der statt seiner erschien?“

„Der Oheim Roland's,“ sprach sie, die Augen senkend, „der Herr auf Lucens.“

„Der Herr auf Lucens? Der größte Feind Eures Vaters! Unglückliche Erlinde, man hat Euch betrogen!“

„Mein Gatte ist kein Betrüger!“ sagte sie mit einem süßen Lächeln, „er selbst wird Dir Alles aufklären. Mein Vater versprach, mich dem Tapfersten zu verbinden — Roland wird es gewiß sein, ich habe sein Wort, und so bin ich der Einwilligung meines Vaters gewiß.“

Arme Erlinde! All ihr Wissen bezog sich nur darauf, daß sie Roland liebe, und ich erfuhr nichts weiter.

Des Abends ließ sich eine wohlklingende Stimme in einem Liede vernehmen.

Es war ein Pilger, der eingelassen zu werden verlangte. Er wurde es, zu großem Vergnügen aller Diener, und zu noch größerem Erlindens. Nachdem er eine lange Zeit gesungen und gespielt, bat er mich um Gastfreundschaft für diese Nacht. Ich harrete dieses Augenblicks mit Sehnsucht und führte ihn, trotz seinem Wunsche, sich zu Erlinden zu verfügen, in meine Stube. Hier verlangte ich, daß er alle meine Fragen beantworte. Sein lebenswürdiges Aeußeres hatte mich gewonnen, es verkündete Edelmuth und Treue. „Bei meiner Ritterehre schwöre ich Euch,“ sprach er, „Ihr erfahret die Wahrheit von mir.“

Er versicherte mir, daß er wirklich Roland, Nefse des Herrn auf Lucens, des geschwornen Feindes meines Gebieters, und der Sohn eines jüngern Bruders dieses Stammes sei!

„Gewiß war es dieser, der meines Herrn Rolle übernahm?“ fragte ich, tief in seine blauen Augen sehend.

Er schlug sie nieder; nach einer stummen Pause sprach er: „Guter Peter, Eure Erlinde und ich wären beide wohl gestorben, wenn man uns getrennt hätte. Wir mußten uns noch vor Monthenar's Ankunft vereinigen, oder nie mehr. Der Priester hätte uns ohne die Einwilligung von Erlindens Vater nie verbunden — wir bedienten uns daher der List.“

„Könnte ich es auch Eurer Liebe verzeihen — doch wie Euren Eltern?“

„Die Liebe ist mächtiger, denn aller Haß,“ sprach er. „Dem Ritter von Monthenar so fein sein Kind zu rauben, war meines Onkels süßeste Rache, und weder er, noch mein Vater zürnte, daß ich die junge Erbin von Monthenar ehelichte.“

„Und Ihr wohl auch nicht, Ritter?“

„Ach! ich begehrte nichts, als Erlinden; sie ist mein, nun kümmert es mich nicht, um welchen Preis. Ob sie ihren Vater beerbt oder nicht, ist mir gleich, ich liebe nur sie um ihrer selbst willen. In demselben Augenblicke, als

ich sie mit Euch aus dem Schloßthore kommen sah, schwur ich mir, sie zu besitzen; sie zu sehen, irrte ich im Pilgergewande herum. Alles ist mir gelungen, jetzt will ich die Einwilligung ihres Vaters erlangen, wo nicht, sein Kind heimzuführen und auf ihr Erbe gern verzichten.“

Er erklärte mir sein ganzes Vorhaben: Er wollte in den Krieg ziehen, sich Monthenar nähern, verbindlich machen, sein Leben retten, wenn sich Gelegenheit böte, und so dahin gelangen, daß ihm dieser zur Vergeltung seine Tochter gebe. Der Jüngling sprach von seiner Liebe und seiner Hoffnung mit solchem Feuer und solcher Beredsamkeit, daß auch ich Vertrauen faßte und wohl einsah, daß ihm das Fräulein nicht habe widerstehen können.

Ich behielt ihn mehrere Tage im Schlosse, unter dem Vorwande, Erlinde lerne die Harfe spielen.

Die späte Nacht, da schon alle Diener schliefen, vereinigte ihn mit seiner Gattin, und Erlinde genoß der seligsten Zeit ihres Lebens; ihre Liebe zu ihm war grenzenlos; sie vergoß bittere Thränen, als die Stunde der Trennung schlug, und die einzige Hoffnung, ihn mit dem Schloßherrn rückkehren zu sehen, vermochte sie zu trösten.

„Gewiß,“ sprach sie, „er muß sein Herz gewinnen. Wer könnte zaubern, Roland zu lieben?“

Mancher Monat, der ihr ewig lange dauerte verging. Endlich kam mein Herr an; aber, o Himmel! nicht Roland war es, den er mitbrachte — es war der Ritter Raoul von Monthenar, sein Vetter, Herr auf Chillon. Noch nie sah ich solch einen furchtbaren Mann; Ritter Amauri war im Vergleich mit ihm ein Lamm. Herr Raoul war seit Kurzem, nach dem Tode seiner zweiten Gemalin, Witwer, und es ging ein lautes Geräusch, seine beiden Gattinnen seien an übler Behandlung gestorben; man nannte ihn allgemein den rasenden Raoul; und schon sein Anblick erregte Schrecken. Er hatte die Größe eines Riesen; dicke schwarze Brauen durchkreuzten seine Stirn und verbanden sich mit dem Haupthaar; sein Bart, auf den er eitel war und den er wachsen ließ, senkte sich bis an den Bauch und stieg vom Knebel- und Schnurbarte bis zu den Augen. In der Mitte des Gesichtes erhob sich eine lange Habichtsnase, darunter lagen dicke Lippen und ungeheurere Zähne; so war er ein wahrhaftes Schreckbild, obwohl noch nicht sehr gealtert. Man rühmte ihn wegen seiner Kraft und Tapferkeit. Erlinde, durch seine Gestalt entsetzt, wagte nicht zu entfliehen, schlug die Augen zur Erde, ihn nicht zu sehen, und blieb weit von ihm weg.

„Kommi doch näher, mein Kind, sprach der Vater, sieh, wie groß Du geworden, reichst ja Deinem Oheim beinahe an den Bart. Nur näher, mach ihm Deine ehrfurchtsvolle Verbeugung; denn dieser wird Dein Herr und Gebieter, dieser ist es, den ich Dir zum Gemal erkiesen. Dem Himmel sei Dank, daß der Name der Monthenar's nicht mit mir zu Grabe geht.“

Wahrlich, die Botschaft: Roland sei nicht mehr, hätte die Arme mit keiner größeren Angst erfüllt; der einzige Ge-

danke an die Unauflösbarkeit jenes Bandes gab ihr Kraft. Ihr Vater hätte wohl gleich gewünscht, sie mit Raoul vereinigen zu können; allein der Umstand, daß der Bräutigam in allzu nahem Grade mit ihr verwandt war, machte es nothwendig, früher die Dispens zu erwirken; dies ließ uns einige Zeit und neue Hoffnung gewinnen, Roland bald zurückkehren zu sehen.

Es war beschlossen, daß ich und meine Margarethe mit den Liebenden nach dem Schlosse Lucens flüchten wollten, von wo aus man leichter an Friedensverhandlungen denken konnte; denn wir fühlten keine Lust, uns dem Grimme des Vaters und der Wuth des rasenden Raoul auszusetzen.

„Du mußt Dich an ihn gewöhnen,“ sprach mein Herr zu seiner Tochter, „denn Ihr sollt Euer Leben mit einander verbringen; er wird Dich gewiß beglücken, wenn Du ihm überall Gehorsam leistest; mußt seinen früheren Gemalinnen leiden, so geschah es, weil sie ihm widerstreben wollten. Erwäge stets, daß der Frauen Los Ergebung — daß Dein Onkel ein Monsther ist und Du mir den Verlust meiner Söhne ersetzen mußt.“ — Erlinde erwiderte nichts; ihr Vater glaubte sie zufrieden. Er wünschte, sie bliebe unter ihnen; aber sie hörte die Erzählungen der blutigen Abenteuer nur mit Grauen an und verwünschte ihren Oheim täglich mehr. Aber, Gott! wie ward ihr zu Muth, als einst Amauri beim Nachtsche zu Raoul sprach: „Der größte Gefallen, den Ihr mir, Vetter Raoul, erwiesen war, daß ihr mir vor dem kleinen Schurken von Lucens Ruhe geschafft, der mich ewig wie mein Schatten verfolgte, mir gegen meinen Willen Dienste erwies und prahlte, sein Leben für meines gewagt zu haben. Wahrlich, ein nettes Bübchen, wenn man unsere Lebensart mit der seinigen vergliche, ha! ha! Zehn so kleine Rolands, was sind sie gegen Einen Amauri von Gless? O! — wäre ich damals nicht krank und verwundet gewesen, ich hätte ihm bewiesen, in welchem üblen Zustand mein Arm sein Leben und seinen ganzen Stamm versetzte. Aber ihr habt ihm tüchtig mitgespielt, wie ich glaube; denn ich habe ihn seit jener Zeit nicht wieder gesehen.“

„Ich zweifle auch, ob er je zurückkehren werde,“ sprach Raoul; — aber seht, dieses Mägdlein kann unsere Gesichte nicht anhören, ohne sich übel zu befinden; solch Betragen will ich ihr schon abgewöhnen.“

Die arme Erlinde lag indessen in einer tiefen Ohnmacht; ich faßte sie schnell auf und trug sie zu Margarethen. Jetzt erkannte mein Weib, sie entgürtelnd, daß die Unglückliche nahe daran war, Mutter zu werden. Ach, ein neuer Grund zur Verzweiflung! Was war zu thun? Roland, todt oder verwundet durch Raoul, konnte uns nicht zu Hilfe eilen.

Als Erlinde wieder zur Besinnung kam, beschwor sie mich, unbemerkt nach Lucens zu gehen und Erkundigungen über ihren Gemal einzuziehen. Ich dachte selbst daran, — allein in derselben Nacht brach eine der Wunden meines Herrn auf, und es stand so übel um ihn, daß ich ihn nicht verlassen konnte. Er rief seine Tochter zu sich, seiner zu

pflegen; allein die Arme rang selbst auf ihrem Bette mit einem Fieber und konnte ihm daher nicht gehorchen. Kurz darauf genas sie, unter dem Beistande meiner Frau, eines herrlichen Mägdleins, so schön wie Vater und Mutter. Freilich hätte Erlinde gewünscht, das Kleinod der Liebe pflegen und nähren zu können, — allein das war unmöglich. Margarethe, froh, das Kind den beiden Feinden rauben zu können, trug es Nachts durch das kleine Schloßthor und übergab es einer Muhme zu Gless, unter dem Vorwande, es gehöre einer Dienerin der Burg, die den Born ihres Herrn fürchte. Die Sehnsucht, die Kleine wieder zu sehen und Kunde von ihrem Gatten zu vernehmen, beschleunigte Erlindens Erholung. Sie war bereit, mit uns zu entfliehen und nach Lucens zu gehen, ihrem Vater einen Brief hinterlassend. „Ich sehe voraus,“ sprach sie, es wird eine blutige Fehde geben, wenn mein Roland noch lebt — und ist er nicht mehr, so erbarme sich der Himmel meiner und meines Kindes!

(Schluß folgt.)

## Menschliche Lebensdauer.

Von Dr. M. Gausler.

### II.

Es soll sich regen, schaffend handeln,  
Erst sich gestalten, dann verwandeln.  
Nur scheinbar steht's Momente still,  
Das Ew'ge regt sich fort in Allen:  
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,  
Wenn es im Sein beharren will. Göthe.

Die Gelehrten nehmen das allgemeine Maß der höchsten menschlichen Lebensdauer bei 100 Jahre an. Noch jetzt liest man zeitweilig von Verstorbenen, welche über 100, ja bis 120 Jahre alt wurden, besonders hört man dies aus Gegenden, wo die Lebensverhältnisse sehr primitiv sind, z. B. aus Rußland beim Bauernstande und dgl. Doch wird die Zahl 100 selten erreicht, und das letzte Dezennium in der 100jährigen Reihe ist bei uns schon selten.

Es mag in den Urzuständen der Menschheit ein hohes Alter wahrscheinlich häufiger gewesen sein, als jetzt; das Nomadenleben, die ursprüngliche, noch nicht degenerirte Kraft der Organismen, die einfachere Lebensweise, die feichte Bevölkering des Bodens, die strengere, aus den Stammesgewohnheiten hervorgehende Sittlichkeit, die entsprechenderen atmosphärischen Einflüsse u. s. w. bieten sprechende Anhaltspunkte, daß in der Urzeit des Menschenthums die durchschnittliche Lebensdauer eine weitaus höhere war. Bei Nomaden soll noch jetzt die Lebensdauer bezüglich ihrer Race besonders lang sein; so bei den Arabern, Kurden u. s. w.

Die Bibel spricht dem Methusalem 900 Jahre zu. Diese Angabe widerspricht nicht unserer Annahme, denn die Jahre der Alten bestanden bis auf Abraham nur aus drei, später aus acht und erst nach Josef aus zwölf Monaten; so sinkt sein Alter auf beiläufig 200 Jahre herab, nicht so sehr unsere gegenwärtigen Erfahrungen überschreitend, und durch die größere ursprünglichere Kraft der Organisation, so wie durch

das naturgemähere Leben erklärlich. Weiß ja sogar Humboldt in diesem Jahrhunderte von einem Bernauer zu erzählen, welcher 143 Jahre alt geworden sein soll.

Trotzdem aber, daß einzelne Individuen ein so hohes Alter erleben, ist die Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens jetzt eine bedeutend niedere; sie schwankt zwischen 20 und 40, mehr als die Hälfte aller lebend Geborenen wird 40 Jahre alt, und es erreicht also ein Theil derselben nicht das Drittel der normalen Lebensdauer. Und doch scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß jetzt die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen in den gegenwärtig zivilisirten Staaten höher, als in den Staaten der vorangegangenen Jahrhunderte, ist. Die Berechnungen von Olier und Serre-Mallet beweisen für Genf, jene von Schneider für Bern das Steigen der wahrscheinlichen Lebensdauer in den letzten 80 Jahren. In den achtziger Jahren des verflohenen Jahrhunderts betrug die mittlere Lebensdauer in Frankreich etwas über 26 Jahre, in den Jahren 1826--1830 bei 37. In London lebte man im 17. Jahrhunderte mit derselben Wahrscheinlichkeit 25 bis 30 Jahre, als jetzt 40 bis 45 Jahre. In Genf ist die Wahrscheinlichkeit, daß ein Kind das reifere Alter erlebt, in 300 Jahren fünf Mal größer geworden.

Auch in unserem Vaterlande zeigt sich in den meisten Gebieten die mittlere Lebensdauer gestiegen. Der in Laibach gewiß noch im besten Andenken stehende Professor Lippich gibt in seiner medizinischen Topographie Laibachs die mittlere Lebensdauer alsda in den Jahren 1820 bis 1829 auf nahe 32 an, bemerkt aber, daß diese Zahl zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach allen Andeutungen kleiner gewesen sein müsse. Eine neuere Durchschnittsrechnung steht mir leider nicht zu Gebote.

Doch genug der vielen Zahlen; das Steigen der Lebensdauer ist zweifellos, dagegen drängt sich unmittelbar eine doppelte Frage auf. Nach einer Richtung, im Hinblick auf die normale Lebensdauer muß es sonderbar erscheinen, daß nur eine kleine Zahl der Sterblichen sie erreicht, oder in der Regel sich ihr nur nähert. Anderntheils muß der Fortschritt zum Bessern in Beziehung auf die Dauer des Lebens um so auffälliger sein, und nach seinen Ursachen neugierigmachen.

Wann und warum ist die normale Lebensdauer so selten geworden? Eine Andeutung wurde schon früher gewagt. Die wachsende Bevölkerung veranlaßte weiterhin Verhältnisse, welche unter Unkenntniß der in ihnen ruhenden Schädlichkeiten, hemmend, oder mindestens schwächend auf die menschliche Organisation wirken mußten (schlechte Luft, ansteckende Krankheiten, Krieg, Nahrungsmangel u. s. w.) In den historisch genauer bekannten ältesten Zeiten hören wir auch nichts mehr von fabelhafter Lebensdauer, und erleben wir, daß die Lebensdauer im Allgemeinen kaum viel von der jetzigen unterschieden gewesen sein dürfte. Es muß ja auch hier ein bestimmtes Gesetz walten und die Erscheinungen den wirkenden Kräften entsprechen, denn des Dichters Wort ist ewig wahr:

Nach ewigen, ehrnen  
Großen Gesetzen,  
Müssen wir alle  
Unseres Daseins  
Kreise vollenden.

Das Größerwerden der Lebensdauer liegt aber in der Veranlassung günstigerer Bedingungen für das Leben, hervorgegangen aus dem Bewußtsein des Uebels, der Schädlichkeiten.

Hier wie überall weiß sich die Herrschaft des forschenden Geistes so herrlich. Im Erkennen liegt der Rath, und im Laufe der Zeit auch die That! Langsam durchforschend das weite Gebiet der Natur, hat der Mensch, nachdem er sich von seinen Fantasiegebilden der Bedingungen menschlicher Existenz losgerissen, und der klaren Anschauung seiner Umgebung in die Arme geworfen hatte, die gegenseitigen Beziehungen zwischen seiner Organisation und der Außenwelt erkannt, und erkennt fort und fort immer neue; und mit dieser Erkenntniß ward ihm auch der Alp bewußter, der auf seiner Existenz lastet, der sein Leben um die Hälfte, ja um zwei Drittheile seiner berechtigten Zeit bringt, der ihn dadurch in seiner Entwicklung hemmt, und ihn seinen höchsten Zwecken minder brauchbar macht, als er sein sollte. Jahrhunderte schlummerte das Bewußtsein davon im Schooße der Menschheit, sich durch geistige Gewalt auch physisch höher und höher zu erheben, was die alten Vorfahren, die Griechen, mit ihrer harmonischen Durchbildung zu erreichen strebten, es sank in Vergessenheit, bis die Leuchte des Verstandes von Neuem dieß Feld erhellte, und nun Hoffnung bietet, im Laufe kommender Jahrhunderte den Einzel-Menschen nicht bloß geistig, sondern auch physisch immer höher und reicher zu entwickeln, daß er nicht bloß lange, sondern auch glücklich zu leben verstehe. (Fortsetzung folgt.)

### Archäologisches.

Aus Alexandria schreibt man der „Indépendance belge“ daß die Arbeiten zu dem ägyptischen Museum bald beginnen sollen. Ein prächtiger Palast aus vergoldetem Guseisen, im reinsten arabischen Styl, wird in einer der ersten Fabriken Frankreichs angefertigt, um in der Hauptstadt Aegyptens aufgestellt zu werden. Dazu läßt der Vizekönig von etwa 2500 Menschen Nachgrabungen in den Tempeln und Grabstätten Hochägyptens anstellen, welche neues Licht über die so dunkle Geschichte der Pharaonen verbreiten werden. Fast kein Tag vergeht, wo nicht unter der gelehrten Leitung Mariette's neue und interessante Entdeckungen gemacht, wo nicht viele kostbare, der Vergessenheit anheimgefallene Gegenstände aufgefunden werden, deren Besitz das Glück von manchem Antiquarium machen würde. Noch ganz vor Kurzem fand man nahe bei Theben den unberührten Sarkophag einer Prinzessin, deren noch vollständig erhaltener Körper mit allen Arten von Schmucksachen buchstäblich bedeckt war. Darunter bemerkte man zwei Armbänder, wahre Meisterstücke, deren Schloß ein bewunderungswürdig zisefirter Löwe bildet, ferner mehrere Ketten von Scarabäen, Ringe von entzückender Originalität, ein Spiegel, eine Art von Messer, und ein prächtiges Halsband, das aus einer sehr großen und starken Kette besteht, auf welcher in kleinen Distanzen Bienen von 8 Zentimeter Länge angebracht sind. Alle diese Gegenstände, den Spiegel mit einbegriffen, der allein mehr als 4 Pfund wiegt, sind von Gold und haben schon deshalb einen hohen Werth, der aber in Hinsicht auf Kunst und Archäologie unschätzbar ist.